

Literaturbericht.

Arlt, Germanische Völkerwellen und die Besiedlung Europas. Leipzig 1917, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, XII und 226 Seiten.

Bei Besprechung dieses Buches ist zunächst die Feststellung wünschenswert, was der Verfasser eigentlich unter Germanen verstanden wissen will. Er will hierbei nicht, wie dies gewöhnlich geschieht, an die Völker denken, die eine dem Deutschen nahestehende Sprache reden; die Sprache als leicht veränderliches, vertauschbares Attribut soll ihm nicht das einigende Element abgeben, sondern der Körperbau, er will also die rassenhafte Betrachtung. Das Germanentum deckt sich bei Arlt mit der sogenannten nordischen Rasse Europas, die eine von den sechs größeren Rassen ist, in die er im Anschluß an andere Forscher die Bevölkerung des Erdteiles gliedert (nordische, alpine, iberische, atlantische, illyrische und östliche Rassen). Die Angehörigen der nordischen Rasse sind hochgewachsen, langschädlig und besitzen im reinen Typus blonde Haare und blaue Augen. Verbreitungsgebiet sind vornehmlich die die Ost- und Nordsee umrandenden Lande; hier ist die Rasse bereits seit der jüngeren Steinzeit nachweisbar. Doch verfolgt der Autor die germanische Rasse nicht bloß da, wo sie wenig verändert in der Heimat sitzen geblieben ist, sondern er zeigt — und darin liegt die Hauptabsicht des Buches — wie aus jenem Länderraum heraus, wie aus einem unerschöpflichen Jungbrunnen, immer wieder Völkerwellen hervorgedrungen sind, um andere fernab wohnende Völker aufzufrischen und zu heben. So ist die Rasse vorgestoßen bis an den Atlantischen Ozean, nach Nordafrika und bis in die reichen Fluren Indiens hinein und erscheint so als der Sauerteig, der einen großen Teil der Völker der Erde durchsetzt hat. Bei Verfolgung der Völkerwellen, die schon in urgeschichtlicher Zeit ausgegangen sind, wo nur Sage, Mythos, einzelne Namen und als bestes Zeugnis allenfalls Ausgrabungen einen Wegweiser abgeben, da ist freilich vieles Hypothese; aber es läßt sich nicht absprechen, daß der Autor viel Kombinationsgabe besitzt.

Ist man in dem einem Fall ein wenig überrascht, wenn er Achilles, den Dulder Odysseus und andere Trojahelden als germanische Typen

anspricht — hierbei legt er besonderes Gewicht auf das vom Dichter gegebene Epitheton „xanthos“ —, so folgt man in einem anderen Falle gerne seiner Schlußfolgerung, daß nämlich der großartige Unternehmungsgeist, den die spanische und portugiesische Nation im Entdeckungszeitalter bekundeten, eine Ausstrahlung des germanischen Wikingergeistes sei, den Westgoten, Alanen und germanische Stämme in die Halbinselbevölkerung hineingetragen haben. — Daß die große deutsche Völkerwanderung des Mittelalters als wichtigste Welle, die den Erdteil getroffen hat, mit einem ausführlicheren Kapitel bedacht wurde, muß man erwarten; ähnliches gilt von der deutschen Kolonisation in der Mitte und im Osten des Erdteiles, die für die letzte Gestaltung des ethnographischen Bildes in Mitteleuropa von grundlegender Bedeutung war.

Bei diesen Ausführungen fiel allerdings auf, daß die neuere Ansicht, die über die Verbreitung des Deutschtums in den Sudetenländern vor einigen Jahren Bretholz in seinem Buche „Geschichte Böhmens und Mährens“, 1912, ausgesprochen hat, keine Kenntnis genommen wird, obwohl der Verfasser ansonst eine Fülle von Literatur überblickt. Der Verfasser hält es hier noch mit der älteren Auffassung, derzufolge es in Böhmen, Mähren und Schlesien im 12. Jahrhundert und in den folgenden ein starkes Zuströmen deutschen Elementes gesetzt hätte, dessen Resultat das ethnographische Bild von heute ward, während Bretholz dem Deutschtum in den Sudetenländern eine von der Markomannenzeit her bestehende Kontinuität zuspricht und jenen späteren Zustrom ablehnt. Arldts Ausführungen, die den Besiedlungsprozeß in Ostalbien, in Polen, Rußland, in Ungarn und Siebenbürgen zusammenfassend darstellen, zeigen uns so recht, daß, wenn wir für Böhmen, Mähren die Auffassung Bretholz' gelten ließen, wir mitten drinnen in dem weiten Kolonisationsraum eine merkwürdige Ausnahme machen müßten. Schade, daß sich der Verfasser mit der sicherlich wichtigen Frage nicht näher auseinandergesetzt hat.

Gerade jetzt im Weltkrieg, wo in den Millionen deutscher Krieger eine neue Welle aus dem alten unerschöpflichen Jungbrunnen hervorbrauste und wo in dem Schicksale der östlichen Vorposten des Deutschtums (man denke an die Deutschen in Wolhynien, Podolien und an der Wolga!) ein vielleicht entscheidender Wendepunkt gekommen ist, wird man den weitausgreifenden und großzügigen Betrachtungen Arldts mit erhöhtem Interesse folgen.

Dr. Karl Beer.

Prof. Dr. Eugen Oberhammer, Die Balkanvölker. Vorträge des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien, 57. Jahrgang, Heft 11. Wien 1917, W. Braumüller, S. [263]—[332], 72 Seiten.

Die vorliegende Broschüre ist ein erweiterter, mit zahlreichen Literaturangaben und einem Anhang versehener Vortrag, den Oberhumer am 14. März 1917 im Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien gehalten hat. In gedrängter und dabei sehr übersichtlicher Form bringt der Verfasser eine ganz erstaunliche Fülle von Tatsachen und entwirft auf Grund eigener Reisen und Erfahrungen und unter kritischer Benutzung der vorhandenen Quellen ein wohl abgerundetes Bild der Geschichte, Ethnographie und Anthropologie der Balkanvölker.

Mit einer bloßen Aufzählung und Beschreibung der Balkanvölker würde sich der Autor nicht begnügen: ihre körperliche Erscheinung und geistige Veranlagung ist nur aus ihrem mehrtausendjährigen Werdegang zu verstehen. Die Rolle der Balkanhalbinsel ist bei den großen Völkerwanderungen verschieden gewesen: in vorindogermanischer Zeit bestand ein enger Zusammenhang Westasiens mit Südeuropa auf Grund einer Völker- und Kulturdurchdringung von Ost nach West. Die Wanderungen der Indogermanen dagegen bewegten sich von dem Rumpf Europas in die südlichen Halbinseln hinein und darüber hinaus nach der Landbrücke von Kleinasien. Die islamisch-orientalische Kultur und das Türkentum finden wieder eine Brücke von Kleinasien nach Europa auf dem Balkan.

Für die vorindogermanische Schicht nimmt Oberhumer wenigstens im Süden der Balkanhalbinsel mit Sicherheit eine der vorderasiatischen eng verwandte Bevölkerung an, deren Rassenmerkmale trotz Mischung auch heute noch fortleben. Zu dieser Schicht zählen die Pelasger, in Thessalien heimisch, deren Name nach E. Meyer mit Unrecht für eine ganze Kulturperiode verallgemeinert wurde, die Leleger und die Karer auf den Inseln und an den Küsten des südlichen Ägäischen Meeres, die mit den Karern, Lydern, Lykiern, Kilikern, Kappadokern des südwestlichen Kleinasien nach den Untersuchungen P. Kretschmers wahrscheinlich mit der Völkergruppe des Kaukasus im Osten und mit den Tyrrhenern oder Etruskern im Westen verwandt sind. Von erhaltenen Resten vorgriechischer Sprachen weist der Autor auf die von Pauli, Ed. Meyer und P. Kretschmer behandelte etruskisch anklingende Inschrift von Lemnos hin, ferner auf Inschriften in Zypern, Kreta usw. Von altgriechischen Ortsnamen spotten jeder indogermanischen Abstammung die Namen auf -assos, -essos, -ettos (vgl. die georgische Endung -ethi für Ländernamen, d. Ref.), ferner die Lautverbindungen -nd, -mp und -mb, denen wir namentlich im Süden der Halbinsel begegnen; Kazarow sucht aber auch für Thrakien, also den Nordosten, eine der kleinasiatischen verwandte Urbevölkerung wahrscheinlich zu machen.

Für die Einwanderung des ältesten indogermanischen Volkes, das den Südrand Europas erreicht hat, die Griechen, setzt Oberhumer mit Ed. Meyer etwa 2500—2000 v. Chr. an; der allmähliche Zusammenschluß aus vielen ursprünglich nach Sprache und

Sitte verschiedenen Stämmen (zu denen er auch mit P. Kretschmer die Makedonier, als einen in den älteren Wohnsitzen zurückgebliebenen Teil des griechischen Volkes, zählt), die Abgrenzung gegen römische Sprache und Kultur, welche den nördlichen Teil der Balkanhalbinsel einzunehmen begann, finden ihre Erwähnung.

Die zweite Hauptgruppe der indogermanischen Völker sind die Thraker mit den zu diesem Völkerkreis gehörenden Geten, Dakern und Triballern; thrakisch war noch bis ins sechste nachchristliche Jahrhundert lebendig, Ovid lernte in seiner Verbannung getisch! Unsere sehr geringe Kenntnis von dieser Sprache wurde vor einigen Jahren durch eine längere Inschrift auf einem Ring, etwa aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert, bereichert, der östlich von Philippopol in einem Tumulus gefunden wurde. Die dritte indogermanische Gruppe sind die Illyrer, zu denen die Paionier, Dardaner, Dalmater, Liburner, Idrer, Veneter, Messapier und Japyger gerechnet werden. Das Illyrische lebt heute, zwar in sehr veränderter Form, noch im Albanischen fort. Oberhummert hält diesen Zusammenhang des Albanischen mit dem Illyrischen für ausgemacht, entgegen Kiepert, der für einen thrakischen Ursprung des Albanischen eintritt. Die Übereinstimmungen zwischen dem Albanischen, Bulgarischen und Rumänischen (z. B. dumpfes e, Nachsetzen des Artikels hinter das Hauptwort), können auf wellenförmiger Durchkreuzung dieser benachbarten Sprachen beruhen oder in letzter Linie als Relikte aus dem Thrakischen angesehen werden. Den Namen Albaner findet Oberhummert zuerst 150 n. Chr. als den eines illyrischen Stammes im Hinterlande von Durazzo, dann aber erst wieder 1040. Den einheimischen Namen Schkipetaren ist der Verfasser jetzt geneigt von shqypë = „Adler“ abzuleiten, er wäre also einer Totenbezeichnung ähnlich, „die Adlerleute“.

Das Übergreifen der römischen Macht über die Balkanländer romanisierte den nördlichen Teil der Halbinsel, „ohne die Stürme der Völkerwanderung und den Einbruch der Slawen würde das ganze Gebiet von Dalmatien bis zum Schwarzen Meer heute romanisch sein“, das „Dalmatische“, das sich in Ragusa bis Ende des 15., auf Veglia bis Ende des 19. Jahrhunderts erhalten hat, die starke romanische Beeinflussung des Albanischen und schließlich das Rumänische sind die Ergebnisse der Romanisierung der Balkanhalbinsel. Das Rumänische scheidet sich in das Dakorumänische in Rumänien selbst und das von den Aromunen, Kutzowalachen oder Zinzaren gesprochene Mazedorumänisch. Über dieses schon 1860 von L. Heuzey, 1892 von G. Weigand untersuchte Volk teilt Oberhummert eigene Beobachtungen von seiner Reise nach Akarnanien im Jahre 1885 mit. Als Hirten- und Wandervolk sind sie nicht bodenständig, sondern eingewandert, aber jedenfalls nicht aus dem heutigen Rumänien, sondern aus dem einst romanisierten Norden der eigentlichen Balkanhalbinsel. Über die Herkunft des Rumänischen macht sich der Verfasser die neuere Anschauung zu-

eigen, daß sich diese Sprache erst im Anfange des Mittelalters aus der römischen Soldatensprache um Sofia, Nisch, Skoplje und Köstendil entwickelt habe und von dort nach Rumänien, Mazedonien und Istrien ausgestrahlt sei; dies spricht gegen die ältere Ansicht der Fortdauer der romanischen Bevölkerung im alten Dazien seit der Römerzeit, an der J. Jung, P. Lehmann, N. Jorga und andere festhalten, aber wieder für die von R. Rösler aufgestellte und von Emil Fischer eingehend begründete Vermutung, daß sich die Rumänen erst seit dem 11. Jahrhundert nördlich von der Donau ausgebreitet haben.

Die aus sehr zerstreuten Quellen notdürftig hergestellte Geschichte der Einwanderung der Slawen auf den Balkan ergibt, daß sie sich im wesentlichen vom Anfange des 6. bis zur zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts abspielte; im Süden, in Griechenland, wurden die Slawen vom griechischen Volkstum ganz aufgesogen, im Norden, in Bosnien und Serbien blieben sie der Sprache nach Slawen, auch wo sie den Islam angenommen haben; deswegen dürfen wir sie aber nicht etwa als „Türken“ bezeichnen, sondern müssen sie weiter ethnographisch den Slawen zurechnen! Über die Zugehörigkeit der Slawen Mazedoniens, dessen Hellenentum durch die Slawen schließlich auf die Halbinsel Chalkidike beschränkt worden war, wogt noch der Streit, der von den serbischen Forschern, wie Cvijić, und den bulgarischen, wie Ischirkoff, im Sinne ihres eigenen Volkstums gelöst wird; nach Oberhammer spricht doch „das Übergewicht aller Erwägungen für das bulgarische Volkstum“.

Die Einwanderung der türkischen Völker begann von Norden längs der Küsten des Schwarzen Meeres, mit den Avaren im 6. und 7. Jahrhundert, den Bulgaren im 7. Jahrhundert und den Petschenegen und Kumanen im 9. Jahrhundert; nur die beiden letzten, deren Reste heute Gagausen und Surguči heißen, haben ihre türkische Sprache beibehalten. Die südlich des Schwarzen Meeres aus ihrem Reiche von Konia vordringenden Seldschuken, Koniariden genannt, setzten sich im 10. Jahrhundert in Mazedonien und Thesalien fest, ihnen folgten die Uzen (in Mazedonien) und Jürüken (in Thrakien). Die erst im 14. Jahrhundert in die Balkanhalbinsel eingedrungenen Osmanen unterwarfen zwar allmählich das ganze Land, der Verfasser weist aber nachdrücklich darauf hin, daß der Besitzstand des griechischen, albanischen, walachischen und slawischen Volkstums trotzdem im wesentlichen unverändert blieb und daß auch beim Übertritte zum Islam die nationale Sprache und damit für uns die ethnographische Zugehörigkeit dieselbe blieb.

Von Fremdvölkern werden die Zigeuner genannt, die auch hier zum Teil nur ihre zu den nordwestindischen gehörige ursprüngliche Sprache bewahrt haben, die Juden (Spaniolen), die, zum größten Teil aus Spanien stammend, dem sephardischen Ritus angehören und einen aus dem Spanischen gebildeten Jargon sprechen, der mit hebräischen Buchstaben geschrieben wird, ferner die Armenier.

Die gegenseitige Abgrenzung des heutigen Völkerbestandes der Balkanhalbinsel geht aus den verschiedenen ethnographischen Karten hervor, von denen der Autor die von Ami Boué, G. Lejean, K. Sax, G. Kiepert, J. Cvijić und A. Idirkoff als die zugänglichsten hervorhebt. Allerdings stimmen sie aus verschiedenen subjektiven und objektiven Gründen nicht genau überein, eine verlässliche Völkerkarte der Balkanhalbinsel erhofft der Autor in der Zukunft, wenn eine sorgfältige Nationalitätenstatistik vorliegen wird.

Als Grenzlinie der gesamten Halbinsel gegen den Rumpf Europas will der Autor in Verlängerung der allgemein anerkannten natürlichen Grenzlinie im Donaulauf von Belgrad an die Tiefenlinie Tschernawoda—Konstanza, von Belgrad aufwärts die Save und die Kulpa annehmen und sich von da eine willkürliche Gerade an die Spitze des Quarnero gezogen denken.

Im anthropologischen Abschnitt hebt der Verfasser nochmals besonders hervor, daß sich Sprache und Rassenmerkmale auf verschiedenen Wegen vererben: die Rassenmerkmale folgen dem durch die Naturgesetze vorgeschriebenen Erbweg, die Sprachen beschreiten die von historischer Entwicklung und politischen Machtverhältnissen gebahnten Wege. Eine überlegene Kultur, von wenigen Eroberern ins Land gebracht, kann die Kultur eines weit zahlreicheren unterjochten Volkes ganz verändern, die Vererbung der Rassenmerkmale hängt aber immer in erster Linie von dem Zahlenverhältnis der Eroberer ab. So ist mit der Ausbreitung der indogermanischen Kultur und Sprache über Südeuropa und Westasien bis Indien keine durchgreifende Änderung des anthropologischen Typus der von den indogermanischen Eroberern Unterworfenen eingetreten: die Urbevölkerung hat die Sprache und Kultur der Einwanderer angenommen, die somatische Beimischung aber war zu schwach, um ihren Typus merklich zu verändern. Oberhumer ist geneigt, „die in der ganzen Kulturentwicklung der Menschheit einzig dastehende Höchstleistung der alten Hellenen auf die frische Geisteskraft hochbegabter indogermanischer Stämme, das allmähliche Herabsinken des Volkes von seiner kulturellen Leistungsfähigkeit aber auf die zunehmende Blutmischung mit der bodenständigen Bevölkerung zurückzuführen“. Mit dem Zurückgehen des blonden, blauäugigen Typus hängt auch der Übergang von Langköpfen zu Kurzköpfen zusammen.

Mit der Kurzköpfigkeit finden wir auf dem Balkan auch hohen Wuchs gepaart. Oberhumer findet das Ausstrahlungszentrum der hochgewachsenen Brachykephalen, die er mit Deniker als „dinarische Rasse“ bezeichnet, um Montenegro herum. Nach den Untersuchungen des Referenten nimmt die Brachykephalie gegen Mittelalbanien hin noch weiter zu, dort nimmt aber die Körpergröße wieder deutlich ab: die Korrelation zwischen Kurzköpfigkeit und hohem Wuchs ist also hier gebrochen — oder sie ist bei der dinarischen Rasse nur das Ergebnis einer Rassenmischung!

In Bulgaren und Rumänen glauben manche (Ripley) eine physische Einheit zu erkennen; dies hält Oberhumer „mit Rücksicht auf die gemeinsame thrakische Unterlage“ für nicht unwahrscheinlich. Nach alten Zeugnissen waren die Thraker allerdings blond und blauäugig. Dazu führt der Autor an, daß sich der rotblonde, hochwüchsige Typus auch bei den Slawen der ältesten Zeit findet. Dann möchte der Referent darauf aufmerksam machen, daß K. Dronschilow (Anthropologie der Bulgaren, Archiv für Anthropologie, n. F., Bd. 14, 1915) unter den heutigen Bulgaren, die er auch als ein Volk türkischer Herkunft auffaßt, doch auch „ein numerisch sehr bedeutendes finnisches Element“ vertreten findet, und dies vor allem mit Rücksicht auf einen langköpfigen Typus ausspricht. So hätten wir ein Beispiel, wie ein und dasselbe Merkmal aus verschiedenen Rassen (Thraker, „Slawen“, Finnen) in die Mischung eingetreten sein kann; damit sei die Fülle der Fragen angedeutet, für deren Beantwortung, wie Oberhumer's Schlußworte lauten, „erst künftige planmäßige Messungen eine bessere Grundlage geben können“!

R. Pösch.

H a n d b u c h v o n P o l e n. Beiträge zu einer allgemeinen Landeskunde. Auf Grund der Studienergebnisse der Mitglieder der landeskundlichen Kommission beim Generalgouvernement Warschau herausgegeben unter der Redaktion von Dr. E. Wunderlich vom kaiserlich Deutschen Generalgouvernement Warschau. Mit 45 Tafeln, 15 Karten, 45 Textfiguren, XXIII und 467 S. Verlag Reimer, Berlin 1917.

Die landeskundliche Kommission beim Generalgouvernement Warschau legt in diesem Werk das erste große Ergebnis ihrer einjährigen Tätigkeit vor. Die klingenden Namen der Mitarbeiter verbürgen von vornherein den Wert des Buches, dem der Generalgouverneur von Warschau, G. d. I. v. Baeseler, Pate gestanden ist. Es gibt eine umfassende und erschöpfende Landeskunde von Kongreßpolen und nur die wirtschaftsgeographischen Abschnitte beschränken sich auf das Gebiet des eigentlichen Generalgouvernements Warschau¹⁾.

Dem eigentlichen Werk schickt Professor Friedrichsen „Sprachliche Vorbemerkungen“ voraus, die unter anderem eine sehr dankenswerte Zusammenstellung solcher polnischer Wörter bringen, die in geographischen Namen häufig vorkommen (z. B. ostrów = Flußinsel, Holm; brod = Furt; brzeg = Ufer; Kalusza = Pfütze; wota = Kolonie; goly = nackt). Es folgt dann aus der

¹⁾ Diese Abschnitte werden demnach trefflich ergänzt durch die jüngst erschienene Abhandlung von Dr. H. Leiter, Zur Wirtschaftskunde Polens, Wien 1918, Compaß-Verlag.

Feder desselben Verfassers ein Abschnitt über die territoriale Entwicklung, die Lage und die Grenzen Russisch-Polens, der auf engem Raum weite Ausblicke eröffnet. Wir müssen seine Knappheit um so mehr bedauern, als das vorliegende Werk nicht von einer einzigen Feder geschrieben ist, sondern gerade die Vielheit der Autoren hätte eine Erweiterung entweder dieses Abschnittes oder ein zusammenfassendes Schlußkapitel von einem gewiegten Länderkundler verlangt. Im folgenden Abschnitt gibt wieder Professor Friedrichsen einen Überblick über die Entwicklung der landeskundlichen Kenntnis, der als reiche Fundgrube historisch-geographischer Werke bezeichnet werden muß, aber auch über die modernen landeskundlichen Werke über Polen gut unterrichtet.

Es folgt dann ein Kapitel über den geologischen Aufbau von R. Michael. Verf. geht im Detail auf die Zusammensetzung und Verbreitung der verschiedenen Formationen in den einzelnen Landesteilen Kongreßpolens ein. Leider ist die dem Werk beigegebene Übersichtsskizze von Polen nicht ausreichend, den Ausführungen des Verfassers immer zu folgen, ohne andere Hilfsmittel heranzuziehen. Wir bedauern dies um so mehr, als die Ausführungen H. Michaels auch dadurch geographisch wertvoll werden, als er überall bestrebt war, Bausteine zu einer Paläogeographie zusammenzutragen und als ferner überall auf die Vorkommnisse nutzbarer Mineralien eingegangen wird. In letzterer Hinsicht hat der Verf. selbst in einem der folgenden Abschnitte des Buches „Bergbau und Hüttenwesen“ das wirtschaftsgeographisch Wichtige zusammengefaßt, in ersterer Hinsicht hat E. Wunderlich im folgenden Abschnitt des Werkes „Die Oberflächengestaltung“ das geographische Resümée gezogen. Dieser Abschnitt gehört zu den geographisch wertvollsten des ganzen Buches; er geht vom Landschaftsbild aus, das er genetisch zu erklären sucht. Wunderlich fußt nicht nur auf der überall reichlich benutzten Literatur, es fließen allenthalben eigene Beobachtungen ein, die die Darstellung sehr lebendig und interessant gestalten.

Vor eine schwierige Aufgabe sah sich J. Kölzer im folgenden Abschnitt „Klima“ gestellt. Er ist seiner Aufgabe im Rahmen des vorhandenen Beobachtungsmaterials gerecht geworden und es ist ihm namentlich gelungen zu zeigen, daß der Gemeinplatz, Polen sei klimatisch ein Übergangsgebiet zwischen West- und Osteuropa, zwar gilt, daß jedoch dieses Übergangsgebiet Züge aufweist, die es klimatisch einheitlich erscheinen lassen.

Dem folgenden Kapitel von F. Pax, „Die Pflanzenwelt“, möchte der Referent von allen physisch-geographischen Abschnitten des Buches die Palme reichen. Es knüpft aufs engste an die vorhergehenden Kapitel an, deren Ergebnisse pflanzengeographisch wertend, geht zwar nicht überall vom Landschaftsbild aus, kehrt aber stets zu diesem zurück. Langatmige Aufzählungen sind vermieden. Jedenfalls wäre es für die Geographie wünschenswert, wenn sie über alle Teile Europas solche pflanzengeographische Darstellungen besäße.

Auch der folgende Abschnitt von F. Pax jun., „Die Tierwelt“, ist geographisch wohl fundiert. Referent möchte besonders auf die diesem Abschnitt beigegebenen Bilder hinweisen als Beispiele, inwieweit auch Tiere das Landschaftsbild beeinflussen können: das eine zeigt eine Lößwand bei Pulawy mit zahlreichen Nestlöchern solitärer Bienen und Raubwespen, das andere einen Wald bei Łomża mit zahlreichen durch den Fraß des Kieferntriebwicklers verkümmerten Stämmen.

Es folgt nun ein Kapitel von A. Schulz, „Volkskunde“. Der Verfasser hat sich sorgfältig und liebevoll in die geistige und in die materielle Kultur des Volkes versenkt, gibt auch einen sehr lesenswerten Abriß über die Geschichte des polnischen Bauerntums und eine anthropologische Skizze, allein der Wert seiner Ausführungen liegt doch wohl in erster Linie auf folkloristisch-historischem als auf geographischem Gebiet, namentlich vermißt der Referent eine engere Anknüpfung an die vorhergehenden physisch-geographischen Abschnitte des Buches.

Anders, geographisch nämlich, hat Hans Praesent im folgenden Kapitel „Besiedlung und Bevölkerung“ seine Aufgabe erfaßt und gelöst. Es ist zu bedauern, daß diesem wertvollen Abschnitt nicht ein größerer Raum eingeräumt werden konnte. Ob man dem Verfasser zustimmen können, das Gebiet von Kongreßpolen einen Nationalitätenstaat zu nennen, möchte Referent dahingestellt sein lassen. Sicherlich war jedoch der Verfasser bestrebt, dem Problem der Verteilung der Nationalitäten mit größter Objektivität näherzutreten.

Die restlichen Abschnitte des Buches befassen sich mit den wirtschaftlichen Verhältnissen im Generalgouvernement Warschau. Hier ist die Unterteilung des Gebietes und seine Aufteilung auf einzelne vom Verfasser vielleicht doch etwas zu weitgehend; namentlich daß die Landwirtschaft und die Waldwirtschaft von zwei verschiedenen Verfassern bearbeitet ist, gereicht der Sache kaum zum Vorteil. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß diese Abschnitte, deren Schwerpunkt und Wert auf nationalökonomischem Gebiet liegt, gewiß auch dem Geographen viel zu sagen haben. Allein die Bearbeitung des ganzen Gebietes der Anthropogeographie durch einen Verfasser hätte die geographisch wichtigen Tatsachen schärfer herausgearbeitet und namentlich die großen Zusammenhänge zwischen Naturausstattung des Gebietes und menschlicher Wirtschaft aufgedeckt. Will man aber an der Bearbeitung durch eine Mehrheit von Verfassern festhalten, so verlangt die Sache, wie schon oben erwähnt, ein zusammenfassendes Schlußkapitel aus der Feder eines Länderkundlers.

Dr. Hermann Mikula.

Alexander Supan: Leitlinien der allgemeinen politischen Geographie. Veit & Co., Leipzig, 1918, 140 S., 3 Kärtchen im Text.

In einem ungemein anregend geschriebenen und angenehm lesbaren Werke faßt S u p a n die politisch-geographischen Gedanken zusammen, die er in seinen länderkundlichen Vorlesungen geäußert hat. So entstand, wie er selbst betont, kein Lehrbuch der politischen Geographie, sondern eine mit zahlreichen Beispielen belegte Anleitung, die geopolitischen Momente in ihrer Bedeutung für die Stärke oder Schwäche eines Staates zu werten. Solche Momente sind nach S u p a n teils äußerer Art, wie Gestalt, Größe und Lage, oder innere Faktoren, wie die physische, völkische und wirtschaftliche Struktur eines Staates. Alle diese Momente werden eingehend behandelt. Den Schluß bildet ein sehr ansprechender Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich, in welchem der Verfasser Gelegenheit findet, auf die Wichtigkeit nichtgeographischer, vor allem demopolitischer Momente für das Stärkeverhältnis der Staaten hinzuweisen. Durch die Schuld seiner Bevölkerung ist das von Natur weit besser ausgestattete Frankreich schwächer als Deutschland.

In manchen Einzelheiten wird der Verfasser aber kaum ungeteilten Beifall finden, wie z. B. mit seiner Auffassung des Staates als einen Mechanismus und mit seiner Terminologie der Grenzen. S u p a n lehnt die organische Staatstheorie, welche von Plato bis Kjellen immer neue Vertreter gefunden hat, deshalb ab, weil ein Staat, wenn er gestorben ist, wieder auferstehen kann, was mit dem Begriff eines Organismus schlechterdings unvereinbar ist. Die Wiederaufrichtung Polens sei ein guter Beweis für die mechanische Staatstheorie, die Neuzusammensetzung eines in seine Teile zerlegten Mechanismus. S u p a n hat hier als erster den Hinweis auf ein überaus schwieriges Problem gegeben, ob nämlich ein Staat sterben kann — ein Mechanismus kann das nicht — und wann er als gestorben zu betrachten ist. Jeder Staat ist eine eigentümliche Verknüpfung zwischen Boden und Volk und sobald diese gelöst ist, hat der Staat unzweifelhaft zu existieren aufgehört. Solche der Vergangenheit angehörige Staaten sind das Goten- und das Vandalenreich im Mittelmeergebiet, das Reich der Mauren in Spanien, der Inkas in Amerika. Anders liegen die Verhältnisse, wenn der Staat zwar seine außenpolitischen Rechte einbüßt, die Verbindung von Boden und Volk und damit der Staatsgedanke aber erhalten bleibt. Letzteres war z. B. in Polen der Fall, das stets ein wesensfremder, nicht assimiliertes Teil des russischen Staates mit eigener völkischer und wirtschaftlicher Struktur geblieben ist. Man könnte hier von einem latenten Fortleben des Staates sprechen, der heute wieder ins Leben gerufen wird. Fremde Mächte können der Arzt sein, der diese Wiederbelebungsversuche anstellt, sie können auch wohl bei der Bildung eines neuen Staates helfend mitwirken. Der Anstoß zur Staatenbildung muß aber stets von innen heraus erfolgen, muß organisch sein, wenn anders der Staat ein lebensfähiges Gebilde sein soll. Ein Staatsmechanismus kann stets nur ein Pseudostaat sein, wie das Königreich Albanien von 1913.

In bezug auf die Grenzen verzichtet S u p a n auf eine Diskussion der vieldeutigen Termini. Er unterscheidet gute und schlechte Grenzen, je nach ihrer Eignung zur Aufgabe des Trennens, Schützens und doch den Verkehr möglichst wenig Behinderung. Ferner teilt er die Grenzen in physische und politische, je nachdem, ob sie sich an einem natürlichen, noch nicht überwundenen Hindernis entwickeln oder das Ergebnis einer Übereinkunft zwischen den benachbarten Völkern sind. Die politischen Grenzen sind entweder natürliche, wenn sie an von der Natur vorgezeichnete Linien anknüpfen, oder künstliche, die von Natur aus nicht unmittelbar zur Anschauung kommen. Zwischen diesen beiden Arten vermitteln die mathematischen Grenzen, die an sich zwar auch nicht erkennbar, in der Natur aber stets durch Messung wiedergefunden werden können. Außerhalb dieser Klassifikationen stehen S u p a n s „theoretische Naturgrenzen“, die nicht in der Natur, sondern in gewissen — oder gewissenlosen — Ideenverbindungen wurzeln sollen. Supan geht in seiner Verurteilung der „theoretischen Naturgrenzen“ wohl zu weit. Sie entsprechen nach ihrem Inhalt den organischen Grenzen S i e g e r s, die zwar weder gute noch physische noch natürliche zu sein brauchen, aber doch als naturgemäße empfunden werden und als solche dem jeweiligen Bedürfnis des Staates angepaßt sein können. Dem Streben nach einer solchen theoretischen Naturgrenze entsprach die Erwerbung Galiziens durch Österreich zwecks Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts. Daß auch beim Aufstellen theoretischer Naturgrenzen wirkliche oder absichtliche Irrtümer unterlaufen können, soll damit selbstverständlich nicht geleugnet werden. Eine Parallelisierung der Termini S u p a n s mit den von S i e g e r aufgestellten ergibt: physische = Naturgrenzen, natürliche = naturentlehnte Grenzen, theoretische Naturgrenzen = die f ä l s c h l i c h für naturgemäß oder organisch gehaltenen Grenzen.

Überaus wichtig erscheint die Betonung der Staatsgrenzen als Macht- und daher Eigenschaftsgrenzen, an denen plötzlich und unvermittelt ein Wechsel der Substanz, der Staatsmacht eintritt, während z. B. die Volksgrenze als Bewegungsgrenze keine scharfe Trennungslinie, sondern eine Übergangszone darstellt. Dieser Unterschied bedingt heute die Differenzen betreffs der natürlichen beziehungsweise nationalen Abgrenzung der Staaten auf der Balkanhalbinsel, im einstigen Rußland u. a. und er ist geeignet, auch in Zukunft alle Versuche einer „natürlichen“ Abgrenzung der Staaten ad absurdum zu führen.

Die politische Geographie steht heute noch immer im Werden und die Begriffe, mit denen sie operieren muß, harren vielfach noch der Klärung. Gerade darum ist auch jede Arbeit, welche zur Diskussion dieser Probleme anregt und einen Beitrag zu ihrer Lösung bringt, doppelt begrüßenswert und es ist aufrichtig zu wünschen, daß der Verfasser der „Leitlinien“ bald Gelegenheit zu neuen Untersuchungen, zu weiterem Ausbau seiner nur kurz skizzierten Anschauungen finden möge.

J. Moscheles.

Fritz Frech: Die Geologie Kleinasiens im Bereich der Bagdadbahn. Z. d. D. Geol. Ges. Berlin. LXVIII, 1916, S. 1—325. Mit 21 Tafeln, 3 Karten und 5 Abbildungen. Stuttgart 1916. M. 20·20.

Das vorliegende Werk des verstorbenen Breslauer Geologen ist das Ergebnis ausgedehnter Forschungsreisen, die den Verfasser im Verlaufe der Jahre 1897—1911 durch ganz Griechenland und Kleinasien führten und durch eine im Auftrag der Bagdadbahn unternommene Reise Konia—Euphrat ihren vorläufigen Abschluß fanden, der ja nun durch den Tod des Forschers leider ein endgültiger geworden ist. Im ersten Teil der Arbeit werden die auf dieser letzten Reise durch das Taurusgebirge gesammelten Aufnahmen zu einem Gesamtbild über Aufbau, Tektonik und Entstehungsgeschichte des Gebirges verarbeitet. Dabei ergibt sich vom Innern des Landes gegen die Küste fortschreitend eine deutliche Gliederung in sechs Zonen: Von der zentralen Hochfläche Anatoliens in 1200—1300 m Höhe mit ihren weiten Schotterflächen, deren Entstehung in die Quartärzeit, ja wahrscheinlich bis in das Miozän zurückreicht, mit ihren bolsonähnlichen abflußlosen Seebecken und den ihr aufgesetzten riesigen lykaonischen Vulkanen gelangt die Bahn, die das Gebirge in seiner vollen Breitenerstreckung quert, zu der aus paläozoischen Kalken und Schiefeln aufgebauten kappadokischen Hauptzone. Mittelgebirgsformen herrschen hier durchweg vor, nur im Bulgar dagh finden sich über 3000 m Anzeichen glazialer Formen, deren Zurücktreten im gesamten Taurus beweist, daß die klimatischen Verhältnisse der Eiszeit von den jetzigen nicht stark abweichen. Die nächstfolgende kilikische Zone, in der sich die gewaltigsten Gebirgserhebungen des Ak dagh und Kisil dagh erheben, vornehmlich aus oberkretazischen Kalken aufgebaut ist, von der kappadokischen durch die zu Ende der Miozänzeit eingebrochene, mit stark dislozierten Oligozänmergeln und braunkohleführenden Kalken ausgefüllten Tekirsenke getrennt. Der wechselnde Formenschatz längs dieser Gebirgsbahn, die von den Mittelgebirgen der nördlichen Randketten an den gewaltigen Erhebungen der kilikischen Zone vorbei durch die in ihrer Großartigkeit dem Koloradokañon allein vergleichbaren großen Tschakitschlucht zur kilikischen Küstenebene mit ihrer reichen südlichen Vegetation führt, gewährt Landschaftsbilder von hohem ästhetischen Wert. Wandbrüche, Steinschlag- und Bergsturzgefahr in den bis 900 m Höhe sich erhebenden Kalkwänden der Tschakitschlucht, durch das Zusammenwirken von Zerklüftung, Wandbildung und Schwankungen der Gesteinstemperatur hervorgerufen, boten der Anlage der Bahnstrecke große Schwierigkeiten und erforderten eine Reihe von Schutzvorrichtungen. Dem Süabhäng der Taurusketten sind die aus miozänen Tonen, Konglomeraten und Mergel bestehenden kilikischen Vorberge vorgelagert, deren flache ungestörte Lagerung die letzte Auffaltung des Gebirges bei der die Eozänschichten noch

mit disloziert wurden, dem Oligozän—Miozän zuweisen. Die vierte Zone bildet der Amauro oder Giaur dagh, der sich als tektonische Fortsetzung des Taurus erweist und daher von Frech als „Antitaurus“ bezeichnet wird. Der Einbruch des Ghab, eines noch ganz jugendliche, vulkanische Formen aufweisenden Grabens, trennt ihn von der letzten Zone, dem Kurdengebirge, dessen Ostsaum von miozänen Schichten bis zu 700 m Höhe umkleidet ist. Ein Vergleich mit der hohen Lage der Miozänschichten am Südabhang des kilikischen Taurus beweist, daß dieser Teil des Gebirges an der letzten Hebung der Hauptketten nicht teil gehabt hat. Im allgemeinen nimmt die Faltungsintensität gegen Süden ab, wo sich die Wölbungen langsam zur syrischen Tafel herabsenken.

Für die Gebirgsgeschichte des Taurus ergibt sich eine erste Auffaltung des hohen sowie des Antitaurus im älteren Mesozoikum. Darüber lagerten sich mächtige, oberkretazische Kalke und Schiefer, später die eoziänen Nummulitenkalke des Bulgar dagh, in die nach dem Oligozän die Tekirsenke einbrach. Im unteren Miozän erfolgt dann der marine Einbruch, der in Kilikien bis Bagtsché reicht. Dann erleidet das Gebirge die letzte Auffaltung, verbunden mit starken Dislokationen, die die miozänen Schichten bis 2300 m heben. In der Pluvialperiode kommt es unter Andauer der tektonischen Einbrüche nur mehr zur Bildung mächtiger roter Nagelfluh- und Schotterflächen.

Im zweiten Teil werden diese neugewonnenen Ergebnisse benutzt, um in Verbindung mit den früheren Arbeiten über die Stellung der Tauriden und der anderen Gebirge Kleinasiens als Mittelglied zwischen den zentralasiatischen und europäischen Faltsystemen Klarheit zu schaffen. Die Einseitigkeit des Gebirgsbaues, das allmähliche Ausklingen der Faltung nach Süden, das Fehlen großer Überschiebungen unterscheidet den Taurus von den europäischen Faltengebirgen und weisen ihn nach Aufbau und Tektonik den zentralasiatischen Faltenzügen zu, und zwar so, daß er eine Fortsetzung der nord- und süd-iranischen Ketten darstellt, ein Ergebnis, das die im dritten Teil ausführlich behandelten paläontologischen Verhältnisse bestätigen. Mit den übrigen Gebirgen Kleinasiens weist der Taurus ebenfalls keine Ähnlichkeiten auf. Der Zusammenhang mit den Gebirgsketten Lykiens ist ein oberflächlicher, so zwar, daß sie sich den Tauriden im Süden vorlagern, ohne in sie überzugehen. Somit weist der Norden (Pontisches Gebirge), die Mitte (zentrales Hochland) und der Süden Kleinasiens vollständig verschiedene Verhältnisse auf. Gemeinsam ist ihnen nur der jugendliche Einbruch der Küste, wahrscheinlich erst in quartärer Zeit, dessen Wirkung auf die Ausbildung der Talbildung im Innern in einer Zerschneidung der ausgedehnten Schotterflächen durch jugendlich steile und enge Täler zur Geltung kommt. Auch die Anlage der taurischen Durchbruchstäler dürfte zum größten Teil auf rückschreitende Erosionsarbeit vom Süden herzustellen sein, der allerdings die zur Tekirsenke entwässernden Tallinien zu Hilfe kamen.

R. Sieger: Die Nation als Wirtschaftskörper.
Sonderabdruck aus der Festschrift Eduard Hahn zum
LX. Geburtstag. Stuttgart 1917.

Im Anschluß an die von H a h n in seinem Werke „Wirtschaft der Erde“ behandelten wirtschaftlichen Aufgaben des Staates und den wirtschaftlichen Aufgaben der Nation beschäftigt sich S i e g e r in einer zu Ehren desselben Forschers herausgegebenen Festschrift mit dem wirtschaftlichen Zusammenhang der Gesamtnation, wobei Nation als kultureller Begriff zum Unterschied von Staats- und politischer Nation gebraucht wird.

Voraussetzung für den wirtschaftlichen Zusammenschluß der Nation ist ihre räumliche Geschlossenheit, wie sie vorzugsweise den Tschechen zur Verfügung steht. Daher ist auch diese Nation am weitesten unter den österreichischen Völkern auf dem Wege zur nationalen Autarkie fortgeschritten, während der wirtschaftliche Zusammenschluß der übrigen österreichischen Nationen aus kulturellen Gründen noch nicht so weit gediehen ist.

Die räumliche Verteilung der Deutschösterreicher, ihr einseitig industrieller Produktionsüberschuß steht dagegen der Bildung eines nationalen Wirtschaftskörpers entgegen. Auch nach Abtrennung von Mischgebieten und Sprachinseln kann man von keinem abgeschlossenen deutschen Wirtschaftsgebiet sprechen, sondern muß sie als einen Teil der deutschen Gesamtnation betrachten. Dafür sprechen die regen, noch stark ausbaufähigen, wirtschaftlichen und geistigen Beziehungen, die, trotz staatlicher Zollschranken zwischen den Deutschen diesseits und jenseits der Grenze, eine nationale Arbeitsgemeinschaft herstellen, wie sie z. B. im Reiseverkehr, in der Organisation des Buchhandels, in der Mode, in gemeinsamen wissenschaftlichen Unternehmungen ihren realen Ausdruck findet. Inwieweit die wirtschaftlichen Beziehungen von Außenbesitzungen zum Mutterland nicht nur von staatlichen, sondern auch von rein nationalen Banden gehalten werden, müßte durch Einzeluntersuchungen über die Art des deutschen Exportverkehrs in Länder mit starker deutscher Einwanderungsziffer der französischen Handelsbeziehungen nach Kanada usw. noch weiter klargestellt werden.

Viele in der Schrift geäußerte Gedanken sind seither durch die Ereignisse widerlegt worden, doch ist die Betonung des Bestandes einer nationalen Arbeitsgemeinschaft innerhalb der deutschen Gesamtnation vielleicht gerade in diesem Augenblick am Platz.

A. Bäcker.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1919

Band/Volume: [62](#)

Autor(en)/Author(s):

Artikel/Article: [Literaturbericht. 47-60](#)